

Buchbesprechungen

KLOSTERMANN, J.: *Das Quartär der Niederrheinischen Bucht; Ablagerungen der letzten Eiszeit am Niederrhein*. 200 S., 30 Abb., 8 Tab., 2 Taf., Krefeld (Geologisches Landesamt Nordrhein-Westfalen), 1992.

Mittel- und Niederrhein sind für die Quartärforschung immer bedeutsame Areale gewesen. Kh. Kaiser hat deren Ergebnisse 1961 zusammengefaßt und damit u. a. die Grundlage hergestellt für die zahlreichen Arbeiten, die ab 1965 vom damaligen Lehrstuhl für Eiszeitenforschung an der Universität zu Köln entlang dem Rheinlauf durchgeführt wurden. Dafür war die Zeit sehr günstig: einerseits konnten neben den konventionellen Arbeitsmethoden neue Untersuchungen eingesetzt werden, so die Paläomagnetik, und andererseits die großen Braunkohlentagebaue am Niederrhein genutzt und die Verbindungen zu den Niederlanden hergestellt werden. Während es damals darum ging, Einzelfragen zu klären, was man nie vergessen sollte, hat nun J. Klostermann einen verdienstvollen Gesamtüberblick vorgestellt, der im Prinzip sowohl Laien wie Fachleuten eine informative Darstellung bietet.

Beginnend mit dem ausgehenden Tertiär beschreibt Klostermann eingehend die Schichtenfolge bis hin zum Jungholozän unter Einbezug der Petrographie, der Fauna und Flora sowie der Tektonogenese, wobei zahlreiche instruktive Abbildungen und Tabellen den Überblick erleichtern. Man kann damit freilich nicht die Auffassung vertreten, es sei alles geklärt – schließlich geht die Forschung weiter. So ist z. B. noch immer die Frage offen nach der Stellung des Holstein-Interglazials; denn in der Ausräumungszone des Saale-Inlandeises treten am Niederrhein im Liegenden der Niederterrasse zwei voneinander unabhängige Tonhorizonte auf, die nach den vorliegenden relativ spärlichen Befunden interglazialer Natur sein sollten. Die Entscheidung hinsichtlich der Gliederung des Mittelpleistozäns wird damit hier wie andersorts nicht erleichtert.

K. Brunnacker, Dietersheim

IAN TATTERSALL, ERIC DELSON & JOHN VAN COUVERING (Ed.): *Encyclopedia of Human Evolution and Prehistory*. XXXVI + 603 S. zahlreiche Abb., Tab., Karten, Profile & Diagramme. New York & London: Garland Publishing 1988. (Garland Reference Library of the Humanities, Vol. 768.)

Unter dem anspruchsvollen Titel „Encyclopedia of Human Evolution and Prehistory“ haben die Herausgeber Ian Tattersall, Eric Delson und John Van Couvering, allesamt am renommierten American Museum of Natural History in New York tätig, einen stattlichen Band vorgelegt, an dessen Entstehen mehr als drei Dutzend amerikanische und britische Wissenschaftler mitgewirkt haben. Gemäß der Bedeutung des Wortes Enzyklopädie wurde auf gut 600 Seiten versucht, das breitgestreute Wissen über Herkunft und Aufstieg des vorzeitlichen Menschen, über seine leibliche Entwicklung und geistige Entfaltung, übersichtlich und umfassend in alphabetischer Anordnung zu erschließen. Dem enzyklopädischen Hauptteil des Werkes vorangestellt sind eine knappe Einführung in die menschliche Evolution und Prähistorie, ein Überblick über die Gruppen der Primaten oder Herrentiere bis hinab zu den einzelnen Gattungen dieser den Menschen einschließenden Ordnung der Säugetiere sowie eine die Geschehensabfolge während der Erdneuzeit aufzeigende Zeittafel mit Angabe der verwendeten stratigraphischen Begriffe.

Die Enzyklopädie, das Kernstück des großformatigen Bandes, beinhaltet über 1 200 Stichwörter, unter denen ungefähr die Hälfte als Verweise dienen, ansonsten als Kennwörter mehr oder minder umfänglichen Artikeln voranstehen. Den mit Kürzeln der Verfasseramen gezeichneten Ausführungen von sachbedingt unterschiedlicher Länge sind nach Zahl wie Größe reich bemessene Illustrationen beigelegt und bisweilen recht umfänglich werdende Querverweise sowie Angaben zu weiterführendem Schrifttum nachgestellt. Eine erste Übersicht des aufgegliederten Inhalts vermittelt eine zwölfseitige Auflistung der Stichwörter in systematischer Anordnung, der man mühelos zu entnehmen vermag, was an Generalthemen, wie beispielsweise über Ontogenie und Phylogenie, über Stratigraphie und Biochronologie, über Gerätefertigung, Feuernutzung, Sprechvermögen oder Kunstschaffen des Vorzeitemenschen, enthalten ist, von welchen Lokalitäten Fossilien und Artefakte verzeichnet werden oder über wen biographische Angaben aufgenommen sind.

Der Kreis der solchermäßen durch Biographien herausgestellten Forscher bleibt auf ein halbes Hundert begrenzt, und dadurch erscheint die Auswahl zwangsweise recht willkürlich. So vermißt man einen Jacques Boucher de Perthes und einen Edouard Lartet, einen Emile Cartailhac und einen Louis Capitan unter den Franzosen, aber auch den wegweisenden schottischen Gelehrten Charles Lyell sowie die glückhaften deutschen Forscher Johann Carl Fuhlrott und Otto Schoetensack, deren Namen man selbst unter den Stichwörtern „Neanderthal“ und „Mauer“ vergebens sucht. Daß auch ein Oscar Friedrich Fraas als Begründer der Urgeschichtsforschung in Mitteleuropa und der ob seines vielseitigen, erfolgreichen prähistorischen Wirkens unvergessene, in einer nach ihm benannten wissenschaftlichen Gesellschaft gleichsam fortwirkende Hugo Obermaier des Einbeziehens gewiß wert gewesen wären, steht außer Zweifel.

Beiläufig sei angemerkt, daß das Todesjahr von Milutin Milankovitch in 1958 zu berichtigen wäre und daß die Auflistung der Stichwörter einer Ergänzung bedürfte, sind doch in dieser die Artikel über Rudolf Martin, Theodore D. McCown und Gustav Schwalbe nicht verzeichnet. All dies ist aber kaum von Belang angesichts der Zielsetzung des Werkes, den erreichten Forschungsstand sachlich gegliedert darzulegen, und zwar nach der Maxime: so gerafft wie möglich, so umfänglich wie nötig. Bedenkt man, wie weit die Ansichten, die Wertung und Deutung von Funden bisweilen auseinandergehen, war die vom Verlag angeregte, das Mitwirken vieler erfordernde Aufgabe jedoch nur zu verwirklichen dank des im Vorspann vermerkten Zugeständnisses der Herausgeber an ihre Mitarbeiter, daß jeder aus seiner Sicht das jeweilige Thema gestalten könne, selbst wenn dies dann zu unterschiedlichen Aussagen in den Artikeln führe.

Paradigmatisch für das Divergieren von Meinungen mag der auf einer dem Stichwort „Europe“ beigegebenen Karte als „Archaic Homo sapiens“ mit dem Vermerk „No artifacts“ eingetragene Urmenschen-Beleg von Mauer an der Elsenz angeführt werden; denn unter „Mauer“ wird sowohl das von dort vermeldete fragliche Geräteinventar aus Stein und Bein immerhin des Erwähnens für wert befunden als auch eine Zuordnung des Unterkiefers in die Gruppe der Frühmenschen, des Pithecanthropus oder Homo erectus, sehr wohl für möglich gehalten. Dem wiederum steht aber die Behauptung beim Stichwort „Homo erectus“ entgegen, im europäischen Fundgut würden Beweise für das einstige Vorhandensein dieser sehr weit gefaßten Art bislang nicht vorliegen. Übereinstimmend damit werden in der nämlichen Karte die Bilzingslebener Knochen- und Zahnreste gleichfalls auf den sogenannten „Archaic Homo sapiens“ bezogen, und derselben überaus heterogenen Gruppe wird auch der Steinheimer Urmenschen-Schädel zugesprochen.

Ob ein solchermäßen geübtes großzügiges Zusammenwerfen der nach Zeit und Raum weitgestreuten Belege von vorzeitlichen Menschen recht unterschiedlicher leiblicher Ausprägung und geistiger Fähigkeit dem Fundgut angemessen, folglich sinnvoll und berechtigt ist, darf füglich angezweifelt werden; denn was sollte damit schon gewonnen sein, wenn man – um ein Beispiel zu nennen – unter den Stichwörtern „Steinheim“ und „Neanderthals“ auf mögliche Beziehungen des Steinheimers zum Neanderthaler verwiesen wird und man sich darüber hinaus im Artikel „Homo sapiens“ mit Wert oder Unwert der Unterart steinheimensis auseinanderzusetzen hat, da sich deren Namensgebung im Gegensatz zu jener der mitgenannten Synonyme von Homo neanderthalensis auf eine hier sträflich mißachtete morphologische und stratigraphische Eigenständigkeit des Fundes zu stützen vermag. Angesichts solch verschlungener, letztlich zum Stichwort „Archaic Homo sapiens“ führender Pfade mag einem Johann Wolfgang Goethes faustischer Ausspruch in den Sinn kommen: „Da steh' ich nun, ich armer Tor! Und bin so klug als wie zuvor“.

Noch ein weiteres Mal sei auf die den Artikel „Europe“ begleitenden Karten ausgewählter europäischer Fundorte des fossilen Menschen zurückgekommen; denn dort findet sich als einzige Beachtung heischende deutsche Lokalität der jüngeren Altsteinzeit eine in der Elbe unterhalb Hamburgs gelegene Insel eingetragen, und zwar mit einer Signatur, die glauben macht, es läge hier neben einem Fossilbeleg ein als „Upper/Late Paleolithic“ anzusprechender Artefaktfund vor. Aufgesammelt wurde jedoch lediglich ein aus dem Fluß gefördertes Stirnbein unbestimmbarer Herkunft, über das man unter dem Stichwort „Hahnöfersand“ erfährt, dieses nach sogenannten absoluten Datierungen ungefähr 36 000 Jahre alte Fragment weise Beziehungen zu Alt- wie zu Neumenschen auf und vermittele derart gleichsam zwischen Neandertal und Crô-Magnon; allerdings, so wird eingeräumt, könne man an den morphologischen und chronologischen Interpretationen des vermeintlichen Bindegliedes zweifeln. Wie sehr hier in der Tat Zweifel angebracht und berechtigt sind, läßt ein Blick in Günter Bräuers Abhandlung aus dem Jahre 1980 unschwer erkennen, ist sie doch geradezu ein Exempel unbedachten Publizierens.

Gewiß wäre es sinnvoller gewesen, statt eines derart fragwürdigen, ja wertlosen Lesefundes einen der gesicherten Fossilbelege als Repräsentanten des Jungpaläolithikums im deutschen Raum auszuwählen, so beispielsweise den im Sommer 1931 von Gustav Riek in der Höhle am Vogelherd bei Stetten ob Lontal ergrabenen, dem Aurignacien zugehörigen Schädel samt Unterkiefer. Dies hätte zudem die Möglichkeit eröffnet, die durch aufsehenerregende frühe Werke der Kleinkunst weithin bekannte Station im höhlenreichen Lonetal der Schwäbischen Alb eines Artikels zu würdigen; sie nur beiläufig unter den Stichwörtern „Aurignacian“ und „Upper Paleolithic“ zu erwähnen, wird ihrer Bedeutung keineswegs gerecht. Solch ein Übergangenwerden teilt der Vogelherd mit manch anderen Stationen von überörtlicher Bedeutung, unter denen lediglich die Weinberghöhlen bei Mauern in der südlichen Fränkischen Alb angeführt seien. Auf sie zu verweisen, wäre sicherlich nützlicher gewesen als auf das „Altmühlän“, dem seiner Blattspitzen wegen im Artikel „Mousterian“ hinreichend Beachtung geschenkt wird.

Eines gesonderten Hinweises bedarf noch das dem Werk zugrundeliegende System der Primaten, da in diesem die als Unterfamilien gewerteten Dryopithecinae und Ponginae kurzerhand der Familie Hominidae zugezählt werden. Damit aber ist es nicht genug, wird doch lediglich der Orang-Utan bei den Ponginae belassen, wohingegen Schimpanse und Gorilla gemeinsam mit Australopithecus und Homo die Homininae repräsentieren. Daß bei solcher Umgrenzung der taxonomischen Einheiten das Genus Homo, obschon vieles, wenn nicht zu vieles beinhaltend, nur eine geringe spezifische und subspezifische Untergliederung erfährt, kann kaum überraschen; umso mehr ist man aber erstaunt, daß der von Robert Broom begründeten Gattung Paranthropus neben Raymond Arthur Darts Gattung Australopithecus eine Daseinsberechtigung nicht – wie leider vielfach üblich geworden – völlig abgesprochen wird.

Die vorstehenden, als Marginalien gedachten Erörterungen mögen aufzeigen, daß man dieses Werk – wie könnte es auch anders sein – mit wachem Geist, das Gelesene abwägend und beurteilend, aufzunehmen hat. Solches aber setzt einiges an Kenntnissen voraus und grenzt zugleich den Kreis der Benutzer ein, für die der mit erheblichem Einsatz an Zeit und Geld entstandene Band zu einem Fachbuch von hohem Wert werden dürfte. Dessen durchdachte Gliederung erlaubt sowohl eine rasche Orientierung als auch bei Aneinanderreihen einschlägiger Stichwörter einen Überblick über ein größeres Sachgebiet. Die Enzyklopädie erweist sich derart als eine Quelle, aus der man dank der Vielseitigkeit der erstellten Artikel, dank des Reichtums an beigefügten Illustrationen und nicht zum geringsten dank der zahlreichen Querverweise eine Fülle von Informationen zu schöpfen vermag. So gilt denn, was Johann Wolfgang Goethe im „Vorspiel auf dem Theater“ zu Faust wissen läßt: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“. Dies trifft voll und ganz auf die „Encyclopedia of Human Evolution and Prehistory“ zu, der nichts Vergleichbares zur Seite gestellt werden kann und die folglich für lange Zeit ihren Rang als Standardwerk bewahren wird.

Karl Dietrich Adam, Ludwigsburg

MIKLÓS KRETZOI und VIOLA T. DOBOSI (Ed.), mit Beiträgen von V. V. CHERDINTSEV u. I. V. KAZACHEVSKI, IAN W. CORNWALL, KURT DIEBEL u. ERIKA PIETRZENIUK, VIOLA T. DOBOSI, ERNÖ HORVÁTH, DÉNES JÁNOSSY, MAGDA JÁRAI-KOMLÓDI, MIKLÓS KRETZOI, ENDRE KROLOPP, LORÁND MOLDVAY, KENNETH P. OAKLEY, J. K. OSMOND, MÁRTON PÉCSI, GYLA SCHEUER u. FERENC SCHWEITZER, H. P. SCHWARCZ u. A. G. LATHAM, ISTVÁN SKOFLEK, ANDOR THOMA, KLÁRA VARGA-MÁTHÉ, LÁSZLÓ VÉRTES: *Vértesszölös. Man, Site and Culture*. (Translated by Alice M. Choyke, Magdaléna Seleanu u. Katalin Simán). 555 S., 143 Abb., 27 Tab., 108 Taf. u. 8 Beil. Akadémiai Kiadó, Budapest 1990.

Die langersehnte, von vielen wohl schon nicht mehr erwartete Monographie zu dem mittelpleistozänen Fundplatz Vértesszölös (Ungarn) ist erschienen. 22 Jahre nach den Ausgrabungen, die durch den völlig unerwarteten Tod des enthusiastischen Ausgräbers und Autodidakten László Vértés am 20. 8. 1968 ein Ende fanden, liegt die Dokumentation seines Lebenswerkes, wie er selbst die Erforschung des Fundplatzes nannte, nun vor.

Es ist den Herausgebern Miklós Kretzoi und Viola T. Dobosi von vornherein für die mühevollen Arbeit zu danken, doch noch eine umfangreiche und umfassende Studie zu veröffentlichen, die, wie berichtet wird, spätestens 1981 zur Drucklegung fertiggestellt war. – Die Monographie gliedert sich in fünf thematische Abschnitte, die die Geologie (54 S.), die damalige Umwelt (175 S.), die Menschenfunde (14 S.), den archäologischen Fundstoff (274 S.) und schließlich die absolutzeitliche Stellung des Fundplatzes umfassen (10 S.). Das Gewicht liegt auf der beschreibenden Darstellung der verschiedenen Fundgattungen, besonders des archäologischen Materials aus den unterschiedlichen Kulturhorizonten mehrerer mit römischen Ziffern gekennzeichneten Fundplätze innerhalb des 500 Meter langen und 50-100 Meter breiten Travertinkomplexes von Vértesszölös. Unter diesen besonders hervorzuheben sind der unterste Horizont von der Fundstelle Vértesszölös I (weiterhin als Hauptfundschrift bezeichnet) und der unterste archäologische Horizont von der Fundstelle Vértesszölös III. Die Entfernung zwischen beiden beträgt etwa 200 m. Viola T. Dobosi, der die Beiträge zu den Artefakten zu verdanken sind, war als Assistentin von L. Vértés an allen Ausgrabungen in Vértesszölös beteiligt. Der Fundstellenkomplex befindet sich auf der fünften Terrasse des Tata (-Atalér)-Flusses, eines Nebenflusses der Donau, in einem zur Zeit der Ausgrabung schon weithin ausgeräumten Travertin-Steinbruch. Dieser Umstand hat dazu geführt, daß das stratigraphische Verhältnis zwischen den Fundschichten der einzelnen Fundstellen nicht mehr genau zu bestimmen ist. Erschwerend kommt der mehrphasige, außerordentlich komplizierte Aufbau des Travertinkomplexes hinzu. Das zeigen die ausführlichen Beiträge zur Genese und zum Aufbau des Komplexes von K. Varga-Máthé, G. Scheuer u. F. Schweitzer und L. Moldvay.

M. Pécsi stellt den Fundkomplex aufgrund seiner terrassenmorphologischen Untersuchungen in das „Günz-Mindel“-Interglazial, aber auch eine Stellung im Anaglazial des „Mindel“ hält er für möglich (S. 40).

Von seiten der Biostratigraphie (Beiträge von D. Jánossy und von M. Kretzoi) ist das Alter von Vértesszölös I etwas jünger anzusetzen, und zwar innerhalb des „Mindel“ (S. 216, Abb. 14), das von Vértesszölös III könnte dagegen, nach den

vorsichtigen und beherzigenswerten Äußerungen von M. Kretzoi auch etwas „älter sein“ (S. 242 u. 246). Auch die Abfolge einer klimatisch gemäßigten Phase zur Zeit der Bildung der Hauptfundschiicht, einer direkt darüber auftretenden kalten und im Hangenden wiederum gemäßigten Klimaphase, jeweils angezeigt durch die Abfolge von bestimmten Nagetierresten und Molluskenfunden und gestützt durch die Ergebnisse der Pollenanalyse, können die zeitliche Stellung nicht näher einengen. Die von verschiedenen Verfassern im letzten Abschnitt der Monographie mittels unterschiedlicher Datierungsmethoden aufgezeigten absoluten Datierungen – es handelt sich ausschließlich um Arbeiten, deren Ergebnisse zwischen 1965 (!) und 1984 veröffentlicht wurden – weichen stark voneinander ab. Das ist nichts Neues, findet es sich doch bei fast allen frühen mittelpleistozänen Fundstellen Europas. Man wird wohl für Vértesszölös mit einem vagen und unbefriedigenden „älter als 350 000 Jahre“ vorlieb nehmen müssen.

Der Travertinkomplex soll sich nach der Schätzung von H. P. Schwarcz u. A. G. Latham innerhalb von 2000 Jahren gebildet haben (S. 551), entgegen der Meinung derselben Autoren in *Journal of Archaeological Science* 11 (1984, 327), wo sie von bis zu 40 000 Jahren ausgehen.

Die schon angesprochenen ergiebigeren Fundplätze weisen jeweils mehrere übereinandergelagerte Horizonte auf und belegen damit eindeutig ein mehrmaliges Aufsuchen dieses Platzes, das im Falle der Hauptfundschiicht auch in der Mächtigkeit von 40 cm anklängt. Die reichen Tierreste, meist stark fragmentiert, in direktem Zusammenhang mit einer Fülle von Steinartefakten sind kaum anders zu interpretieren, als daß Überreste von Lagerplätzen entdeckt wurden. In welchem zeitlichen Abstand die Aufenthalte einander folgten, läßt sich nicht sagen, aber nach den Angaben von H. P. Schwarcz u. A. G. Latham kann man davon ausgehen, daß es sich, zumindest nach geologischen Gesichtspunkten, um kurze Zeitspannen gehandelt hat.

Das archäologische Material ist sehr ausführlich behandelt. Ausgehend von früheren Arbeiten von L. Vértés und dessen Codierungs-System, das die statistische Bearbeitung des Artefaktmaterials anhand von Lochkarten möglich macht, ist hervorzuheben, daß ausdrücklich auf das verwendete Rohmaterial zur Herstellung der verschiedenen Steinartefakte eingegangen wird (S. 367-369). Es besteht zu etwa gleichen Teilen aus Radiolariten (Flint, Feuerstein, Jaspis und Opal) und Quarzit. Aus dem weniger gut zu bearbeitenden Material wurden die Choppers und Chopping-Tools und andere Grobgeräte hergestellt, aus dem besseren wurden u. a. Schaber, Kratzer und stichelartige Artefakte gefertigt (S. 367). Wie der kurze und aufschlußreiche Beitrag von K. Varga-Máthé zeigt, gab es das verwendete Rohmaterial in unmittelbarer Nähe zum Fundstellenkomplex, in den Schottern des damaligen Tata. Der hohe Anteil von Feuersteinartefakten in der Hauptfundschiicht von Vértesszölös wird von ihr sicherlich zurecht als bewußte Bevorzugung vor dem in den Schottern weitaus häufiger vorkommenden Quarzit gewertet (S. 292).

Der Verlauf der Grabungsarbeiten an den verschiedenen Fundstellen in den Jahren von 1964-1968 (Beitrag von V. T. Dobosi S. 263-278) läßt sich nur mit großer Mühe und mit Hilfe der verschiedenen Beilagen, vor allem der Beilage (=Supplement) 1, eines Aufrisses des Steinbruchgeländes mit Angaben der Fundstellen und der Punkte für die Entnahme von Proben für verschiedene Untersuchungen, nachvollziehen. Nur im Falle der mit 4 911 Steinartefakten reichsten Fundstelle, der Hauptfundschiicht, ist auch die räumliche Verteilung der Funde in der – zumindest nach Beilage 3a – etwa 80 qm großen Fläche dokumentiert (S. 271-272). Das ist ebenfalls der einzige Horizont, zu dem man näheres zur räumlichen Verteilung einzelner Artefakttypen, jedoch beschränkt auf Choppers und Schaber, erfährt. Zu bestimmen, wo sich nun im Osten der Hauptfundschiicht die anderen Fundflächen oder Teilplana befinden, welche die Fläche der Hauptfundschiicht auf insgesamt 126 qm vergrößern würden (s. S. 273 linke Spalte und vergl. dazu die Beilagen 3b-e) ist dem Rez. auch nach mehrmaligen Versuchen nicht gelungen. Die an Steinartefakten nächstreichenden Horizonte sind Vértesszölös I,3 und Vértesszölös III,1 mit 870 bzw. 852 Funden!

Auf den interessanten Fund mehrerer zusammenliegender Knochen, die wahrscheinlich zu einem einzelnen Wisent gehören und den L. Vértés (nach vorhergehender kurzer Beschreibung auch posthum in R. BRUCE-MITFORD [ed.], *Recent Archaeological Excavations in Europe*. London 1975, 293) als Zerlegungsplatz interpretierte (=butchering place, was auch mit Beute- oder Tötungsplatz übersetzt werden kann, da „to butcher“ zwar schlachten, aber fig. auch töten, abschlachten bedeutet und im Zusammenhang mit dem Paläolithikum eine Bezeichnung als Schlachtplatz von vornherein wegfällt), wird kaum eingegangen (vgl. S. 273-275). Ein Photo, welches den Befund aus dem zweitobersten Horizont von Vértesszölös III zeigt, ist dazu alles (S. 286). Immerhin wurden in dem Horizont 366 Steinartefakte gefunden, und es wäre wichtig, ob sie direkt bei dem „Zerlegungsplatz“ aufgefunden wurden. Auch zu einer von L. Vértés als Depot angesprochenen Ansammlung von Quarzit- und Feuersteinabschlägen im dritten Horizont von Vértesszölös I vermißt man weitere Angaben (vgl. S. 268). Davon ausgehend muß generell zu diesen und weiteren wenig klar als Fundhorizonte anzusprechenden Fundansammlungen, wie z. B. Vértesszölös IV und Vértesszölös V, gesagt werden, daß sie für die archäologische Auswertung nicht brauchbar sind, da sie nicht ausreichend dokumentiert sind. Das mag auch daran liegen, daß Bodenfließen und Kryoturbation sowie häufig auftretende Brüche und Spaltenbildungen, bedingt durch den inhomogenen Aufbau des Travertins und forciert durch häufig durchgeführte Sprengungen, während der Steinbruch noch betrieben wurde, aber auch vorgenommen während der Grabung selbst (S. 276 u. 276-277), einiges Material vermischt haben. Die Sprengungen führten jedoch letztlich auch zur Entdeckung des berühmten menschlichen Hinterhauptbeines, das von A. Thoma schon 1966 und 1969 publiziert wurde.

Einige Zahnreste stammen von einem weiteren Individuum. Das Hinterhauptbein wird einem *Homo erectus* seu *sapiens palaeohungaricus* zugesprochen.

Die zur Rekonstruktion der Umwelt unentbehrlichen Flora- und Faunafunde werden im zweiten Abschnitt behandelt (S. 77-252). Eine Fülle von Einzelinformationen wird geboten, aber einen direkten Bezug zu den fundreichen und etwas besser dokumentierten Fundhorizonten (s. o.) muß sich der Leser mühsam zusammensuchen. So ist es bei dem Beitrag von I. Skoflek zu den pflanzlichen Makroresten (dort 114), oder auch bei den Ausführungen zu den pollenanalytischen Ergebnissen (M. Járαι-Komlódi S. 125-130), die sich auf eine Stelle nahe der Fundstelle Vértesszölös III beziehen müssen, wo allein ein aussagefähiges Profil erstellt werden konnte. Wie die Ergebnisse mit den einzelnen archäologischen Fundhorizonten zu verbinden sind, muß auch hier der Leser selbst eruieren. Nur bei der Analyse der Mollusken (Beitrag von Endre Krolopp) ist eine genaue Verknüpfung der angezeigten Funde mit den einzelnen Fundhorizonten, so auch mit denen von Vértesszölös I gegeben (S. 166-167). Der Beitrag zu den Faunaresten, den „kitchen midden“, von M. Kretzoi (S. 231-238) ist eine Ausnahme, denn er bezieht sich ausschließlich auf die Funde der Hauptfundschiicht. Bei der als Jagdbeute in Frage kommenden Fauna in den Fundstellen sucht man jedoch in der gesamten Monographie vergeblich nach Mindestindividuenzahlen der einzelnen Arten. Eine grobe Schätzung geht von 150-230 Großsäugern aus (M. Kretzoi S. 527). Es handelt sich vornehmlich um Equiden, Cerviden, Boviden und Rhinoceros (94 %) sowie um seltene Reste von Carnivoren, die einschließlich des Bären 6 % ausmachen. Gänzlich anders geartet ist die Zusammensetzung der Fauna in der „Carnivoren-Fundstelle“ Vértesszölös II, die etwa 130 m nördlich von Vértesszölös I und 300 m nördlich von Vértesszölös III liegt. Die zum größten Teil aus Lesefunden bestehenden Sammlungen setzen sich vornehmlich aus Bär, Löwe und Wolf zusammen, wie auch aus einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Fledermäusen. Nach den Einschätzungen von D. Jánossy (vgl. S. 241) und M. Kretzoi (S. 523) handelt es sich um eine Taphozönose.

Die Funde selbst wie auch die gesamte Fundsituation zeigen, daß der Ort ehemals attraktiv für Mensch und Tier war. Längere Aufenthalte des Menschen werden durch die Fülle von Steinartefakten, damit vergesellschaftete tierische Reste und einige flach eingeriefte Feuerstellen angezeigt. Dies gilt für die Hauptfundschiicht (Vért. I,1) und den untersten Horizont von Vért. III. Viel mehr läßt sich auch nach dem Lesen der Monographie nicht sagen. Die beiden genannten fundreichen Horizonte sind nach V. T. Dobosi (S. 276) in gleicher stratigraphischer Position. Ob sie damit zur selben Zeit gebildet wurden, steht dahin. Zu bedenken ist jedenfalls, daß sie 200 m auseinanderliegen.

Die Hinterlassenschaft des frühen Menschen wird in zwei Beiträgen (V. T. Dobosi) eingehend vorgelegt. Über die verwendeten Bezeichnungen des nach typologischen Kriterien schlecht anzusprechenden Inventars soll hier nicht diskutiert werden. In diesem Zusammenhang aber wichtig ist die Größe der verschiedenen Artefakte, deren Hauptteil eine Länge von nur 20-35 mm hat. Seltene größere Stücke, bis maximal 65 mm, sind aus Quarzit. Das verwendete stark abgerollte Material aus den Flußschottern gab die Größe vor. Dieser nach Meinung des Rez. wichtige Umstand kommt im ganzen Band nicht explizit zum Ausdruck.

Wenn auch Einzelstücke (vgl. die Abb. auf Taf. 12.9/S.381, Taf. 15.9/S.384 und Taf. 16.14,16/S.511) sorgfältiger gearbeitet sind und z. T. an jungpaläolithische Typen erinnern, ist doch festzuhalten, daß das Gesamtinventar einen recht einheitlichen und groben Habitus hat. Dies wird auch deutlich, wenn man die Kumulativ-Diagramme der Inventare der einzelnen Fundstellenhorizonte miteinander vergleicht (S. 357-361). Die meisten Stücke sind einfache Abschläge, die nur selten eine feinere Retuschierung aufweisen. Man sollte sich an die alte dafür gewählte Bezeichnung Pebble-Tool-Industrie halten. Es ist nicht unwichtig, daß selbst der im Paläolithikum versierte L. Vértes zugab: „It took us months of study before the different implement types could be recognised.“ (posthum in R. BRUCE-MITFORD [ed.], *Recent Archaeological Excavations in Europe*. London 1975, 293). Bei der Bezeichnung der einzelnen sog. standardisierten (d. h. typisierbaren) Werkzeuge ist wohl eine Menge subjektives Empfinden und ein unbedingtes „dem Kind einen Namen geben“ im Spiel. Inwiefern es gestattet ist, das situationsgebunden mikrolithisch ausgeprägte Inventar jetzt als Vértesszölös-Industrie zu bezeichnen (S. 301, nach einem früheren Aufsatz des Ausgräbers aufgrund von – ohnehin fragwürdigen – Artefaktfinden am Burgberg bei Buda Buda-Industrie genannt), also als Typusinventar einer bestimmt ausgeprägten Werkzeugtradition, soll der Leser selbst beurteilen. Der Rez. kann dem nach seinen vorangegangenen Äußerungen dazu jedenfalls nicht folgen. Ebenso könnte man nach dem bekannten Fundort Bilzingsleben eine Bilzingsleben-Industrie oder nach einem anderen Fundort eine Přezletice-Industrie ins Leben rufen. In beiden Fällen ist ebenfalls örtliches Material verwendet worden, das bestimmte einschränkende Eigenschaften aufweist und daher nicht als eigenständige Industrie aufgefaßt werden kann und darf.

Thomas Weber hat 1986 „Die Steinartefakte des *Homo erectus* von Bilzingsleben“ (in: D. MANIA & Th. WEBER, *Bilzingsleben III*. Berlin) publiziert und dabei große Ähnlichkeiten zwischen diesem und dem Material von Vértesszölös festgestellt. Warum werden diese Ergebnisse, zumindest aber die Arbeit selbst, nicht angezeigt? Auch andere wichtige Arbeiten zu Vértesszölös aus den 1980er Jahren, zumeist von den Autoren der Monographie selbst, werden nicht angegeben. Liegt das daran, daß im archäologischen Kontext nur Ergebnisse von Arbeiten bis 1975 in die Monographie einfließen? Die jeweils angeführte Literatur läßt dies mehr als vermuten.

Abzulehnen ist das Unterfangen von V. T. Dobosi, Entwicklungstendenzen innerhalb der verschiedenen Inventare herausarbeiten zu wollen (S. 356 ff.). Die Schwierigkeiten liegen auf der Hand: Die Artefaktzahl der Inventare ist stark unterschiedlich, und es fällt auf, daß zumindest im Falle der Hauptfundsicht und des untersten Horizontes von Vértesszölös III auch die Größe stark variiert. (Zu den anderen archäologischen Horizonten und Fundstellen fehlt jegliche Größenangabe!) Die Gefahr bei festgestellten Unterschieden, die „Entwicklungen“ darstellen sollen, nur eine bestimmte Fundsituation innerhalb eines größeren Lagerplatzes angetroffen, damit also nur bestimmte Werkbereiche erfaßt zu haben, ist zu groß.

Mögliche Werkzeuge und Geräte aus tierischem Hartmaterial (der Hauptfundsicht) wurden von V. T. Dobosi in ihrer Dissertation behandelt (Zusammenfassung in: *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 24 (1983), 349 ff.). Bekannt sind die Schwierigkeiten bei der Interpretation der an vielen Fundstellen auftretenden Knochen-, Zahn- und Geweih-Reste als Geräte. Dazu hat sich seit Raymond Dart und der von ihm postulierten Osteodontokeratischen-Kultur (1957) nicht viel Neues ergeben. Auch bei den Funden aus Vértesszölös (Hauptfundsicht) ist eine Ansprache einzelner Stücke als Geräte schwierig, worauf die Bearbeiterin zurecht hindeutet (S. 356). Jedenfalls sind die meisten der 100 vorgelegten möglichen Geräte erheblich größer als die Steinartefakte. Vor allem der einzige Überrest eines Elefanten, ein Tibiafragment mit der Länge von 235 mm ist interessant (S. 349), kann er doch so interpretiert werden, daß er als geschätzter gut brauchbarer und seltener Rohstoff mit anderen gleichartigen Knochenwerkzeugen zur Fundstelle gebracht und dort aus unbekannten Gründen als Einzelstück verblieb.

Es unterbleibt, diese Dinge deutlich herauszustellen und als mögliche technische Kompensation gegenüber dem durch die Rohmaterial-Situation vorgegebenen klein ausgeprägten Steininventar zu sehen.

Es bezeichnet aber gleichzeitig den Charakter der Monographie. Sie ist eine Sammlung von ausführlichen Arbeiten zu Einzelaspekten, wie Geologie, Sedimentologie, Flora, Fauna und schließlich des archäologischen Materials. Eine übersichtliche Zusammenschau der Ergebnisse, auch ein Vergleich zu anderen archäologischen Fundstellen des frühen Mittelpleistozäns wird nicht gegeben. Dieses Manko wird nicht dadurch aufgewogen, daß (zwangsläufig ältere) Auszüge aus Arbeiten von L. Vértess wieder abgedruckt werden (S. 531-541). Miklós Kretzois kurze aber gedankenreiche Synthese zur „Settlement fauna and food economy of Homo erectus“ (S. 523-529) versöhnt ein wenig nach all den Mühen, die der Leser beim Studium der Monographie zweifellos haben wird.

Ingo Kraft, Münster

RALF BUSCH u. HERMANN SCHWABEDISSEN (Hrsg.): *Der eiszeitliche Fundplatz Salzgitter-Lebenstedt. Teil II. Naturwissenschaftliche Untersuchungen*. 231 S., 57 Abb., 11 Tab., 26 Taf., Köln, Weimar, Wien 1991.

Nach langwierigen Untersuchungen war 1982/83 der erste Band einer mit 3 Bänden projektierten Monographie über die paläolithische Station Salzgitter-Lebenstedt erschienen, in der A. Tode das prähistorische Fundmaterial, die Artefakte und Knochenwerkzeuge, beschrieb. Grabung und Fundbergung hatten im Jahre 1952 stattgefunden. 1977 wurde die Fundsicht erneut aufgeschlossen. Seit der Grabung erschienen verstreut eine Anzahl von Aufsätzen (allein von A. Kleinschmidt 13), die jeweils zu Einzelfragen und besonderen Funden Stellung nahmen.

Nunmehr, 40 Jahre nach der Grabung, liegt der zweite Band der Monographie vor. Der dritte Band soll die von A. Kleinschmidt untersuchten Faunen und den menschlichen Schädelrest behandeln.

Der vorliegende 2. Band enthält Aufsätze zur Geologie (Fr. Preul), zu den Gebissen der Mammute (E. W. Guenther) sowie zur pflanzlichen Überlieferung (Pollen: W. Selle und R. Schüttrumpf; pflanzliche Großreste: W. Paffenberg; Pilzfunde: H. Johannes u. I. Schuh-Johannes) und ferner eine Zusammenstellung von Schriften, die sich auf die Fundstellen beziehen (R. Busch).

Die paläolithische Jagdstation liegt etwa 20 km südwestlich von Braunschweig, direkt nördlich von Lebenstedt, an der Einmündung des Krähenrieder Baches in das Fuhsetal. Die Fuhse fließt hier im Urstromtal der Innerste. Die Entfernung zur Einmündung des Krähenrieder Baches in die Fuhse liegt etwa 1/2 km OSO.

Der Jagdplatz war entdeckt worden, als hier, zum Bau einer neuen Kläranlage von Salzgitter-Lebenstedt für ein Pumpenhaus, eine ± 7 m tiefe Baugrube ausgehoben worden war. Von dieser Stelle steigt ein mit Geschiebemergel bedecktes Gelände, vielleicht eine eiszeitliche Moräne, nach NO. und nach S. an. Die Hangneigung liegt nach NO. bei etwa 2 % und nach S., jenseits des Krähenrieder Baches, bei etwa 3,5 %, was bedeutet, daß unter subarktischen Klimabedingungen Bodenmaterial den Hang herabwandern konnte; wohl wegen der stärkeren Sonnenbestrahlung, vor allem von dem nach S. geneigten Hang.

Die Untersuchung der geologischen Situation, auch der weiteren Umgebung, basiert auf geologischen Geländekartierungen, auf Untersuchungen an 6–7 m hohen Aufschlußwänden und auf einigen Bohrungen, die maximale Tiefen von ± 20 m erreichten.

Die Aufzeichnungen der Schichtfolgen der einzelnen Autoren (Tode 1982, Preul 1991, Paffenberg 1991 und Schüttrumpf 1991) differieren nicht unerheblich. Ein nach ihnen zusammengestelltes, generelles Schichtprofil zeigt diese Abfolge:

Unter der Grasnarbe steht ein geringmächtiges Kolluvium an. An einer Stelle lagen ein alluvialer Niedermoorort und eine Faulschlammablagerung, deren Pollenspektren von unten nach oben, mit einigen Unterbrechungen, Ablagerungen der älteren Dryaszeit, des Atlantikums, des Subboreals bis zur künstlich gelichteten Kultursteppe der letzten Jahrhunderte aufzeigten.

Darunter folgten zunächst fossilfreie, eiszeitlich entstandene, vorwiegend feinkörnige, schluffig-sandige Sedimente. Stellenweise gab es eine Steinsohle und auch die Einlagerung von Sandschichten und (nach Preul) auch eine Fließerde. In einer Tiefe von ungefähr 5 m begannen die Fundschichten. Nach Tode wurden sie sowohl nach oben wie nach unten durch eine Steinsohle begrenzt.

Die Fundschicht hatte eine Mächtigkeit von ± 1.50 bis ± 2.00 m. Auch sie besteht aus schluffig-sandigem Material mit einigen Einlagerungen von sandreichen Torfen und stark humosem Sand sowie Schlufflinsen.

Das Maximum der Säugerknochen lag in einer Tiefe von 4.60 bis 5.20 m. Die fossilen Reste nahmen dann nach unten bis etwa 6 m Tiefe und nach oben bis etwa 4.25 m Tiefe kontinuierlich ab.

Tode (1952) stellte fest, daß ein wesentlicher Teil der, in der tieferen Fundschicht liegenden, gestreckten Knochen senkrecht aufgestellt war. Eine solche Einregelung, von zunächst der Auflagerungsfläche mehr oder weniger horizontal aufliegenden Fossilien, ist kennzeichnend für kryoturbate Auf- und Abwärtsbewegung in Brodelböden. Tode spricht auch von „Würgeböden“. Diese Verlagerung ist dafür verantwortlich, daß zusammengehörende Skeletteile in ihrer Tiefenlage gegeneinander verschoben wurden, was an Hand der Elefantenbackenzähne bereits festgestellt worden war. Bedauerlicherweise unterließ man es anscheinend, die Einregelung gestreckter fossiler Reste und Steine einzumessen.

Zur Frage der Dauer der Nutzung der Jagdstelle wäre die Berücksichtigung kryoturbater Bodenverlagerungen nötig gewesen. Zur Siedlungsdauer haben die einzelnen Bearbeiter der Fundstelle unterschiedliche Meinungen geäußert. Schüttrumpf (1991) und Preul (1991) sprechen von einer längeren, noch nicht bestimmbar Zeitdauer. Auch Selle (1991) meint: „Mit den nötigen Vorbehalten kann geschlossen werden, daß die Fundschichten, in denen Torflinsen enthalten sind, mehrere Jahrtausende umfassen.“ Für die Entstehung eines Torflagers von 10 cm Mächtigkeit sei nach Firbas (1935) ein sehr langer Zeitraum erforderlich. Der Zuwachs pro Jahr betrüge oftmals nur Hundertstel von Millimetern, wobei man unterstellen könne, daß es sich um Extremwerte handle. Demgegenüber spricht Tode (1954) von einer kürzeren Zeit der Besiedlung.

Die Fundschicht bestand aus schluffigem sandigem Gesteinsmaterial, mit Einlagerungen von Kies-Sand und Linsen von sandreichem Torf. Dem weitgehend feinkörnigen Gestein ist die zumeist sehr gute Erhaltung der Fossilien zu verdanken. So sind bei den Backenzähnen der Elefanten die Wurzeln meist erhalten. Bei Einlagerungen in Sanden und Kiesen, den Sedimenten schneller strömender Gewässer, fehlen diese fast immer. Die Fundschicht entstand also in einem vermutlich nicht sehr tiefgründigen Wasser, wohl einem vom Fluß abgeschnürten Altwasser, mit zumeist fehlender oder nur geringer Strömung. Lediglich in einem derartigen Gewässer konnte so feinkörniges Material sich absetzen.

In der die Fundschicht nach unten begrenzenden Steinsohle fanden sich die am tiefsten liegenden fossilen Reste. Darunter folgten zum Teil noch schluffige Sande und Kiese und in einer Tiefe von etwa 10 m war diesen, in schmäler Schicht, ein vom Hang herabgeflossener Geschiebemergel eingelagert. Unter ihm stehen fluviatile Kiese und Sande an.

Der Grundwasserspiegel schwankte vor der Grabung um etwa 1,00 m. Zur Durchführung der Baumaßnahmen wurde er auf etwa 8 m Tiefe abgesenkt. Dicht über der Fundschicht lag eine rostbraune Eisenoxidaionszone, wie sie sich bei Grundwasserspiegeln findet. Dieser schwankte einmal um einen ähnlichen Betrag, wodurch die hier liegenden Fossilien zeitweise über dem Grundwasser und dann wieder im Grundwasser lagen, was eine verstärkte Verwitterung zur Folge haben mußte.

Nach den Pollenspektren gab es zur Zeit der Nutzung der Jagdstelle eine waldfreie, laubmoosreiche Strauchtundra, mit vielen kälteliebenden und heliophilen Pflanzenarten, wie *Salix herbacea* und *S. polaris*, *Dryas octopetala*, *Betula nana*, *Ephedra*, *Artemisia*, *Selaginella* u. a. Es ist der subarktische bis arktische Abschnitt einer älteren Phase der Würm- (Weichsel) Kaltzeit.

Hierzu ist zunächst zu prüfen wie weit mit einer Verlagerung der Fundschicht, also auch der Fauna und der Artefakte zu rechnen ist. An Hand von zwei Elefantenbackenzähnen, die von dem Gebiß desselben Tieres stammen, konnte bereits festgestellt werden, daß diese aus unterschiedlichen Tiefen geborgen wurden. Ein Zahn lag einen Meter höher als der andere (Guenther, 1953).

1977 waren wieder Baumaßnahmen am Pumpenhaus erforderlich, wobei das Grundwasser erneut abgesenkt werden mußte, sodaß die Fundschicht abermals aufgeschlossen war und Verf. das geologische Profil aufnehmen konnte. Die Lagerung zeigte ein überraschendes Bild, wie es das – nach photographischen Aufnahmen gezeichnete – Profil Abb. 1 zeigt. Sowohl in der Vertikalen, wie auch in der Horizontalen gab es einen starken Wechsel verschiedener Sedimente. Kies-Sande, reine Sande, Schluffe und Torfe wechselten stark. Damit erklärt es sich, daß die einzelnen Autoren Schichtprofile mit erheblichen Unterschieden aufgenommen haben.

Dieser Wechsel der Ablagerung ist einmal eine Folge der Sedimentation. Bei schnell fließendem Wasser und offener Verbindung zum Fluß werden Kiese und Sande herangeführt. Bei geringerer Fließgeschwindigkeit reine Sande, und bei langsam fließendem und stehendem Wasser kommen Schluffe zur Ablagerung. Hierbei mag ein Teil des Materials aus der hinter dem Jagdplatz aufsteigenden Moräne ausgewaschen sein.

Ein solcher Wechsel in der Sedimentation ist kennzeichnend für die Altwässer eines Flusses.

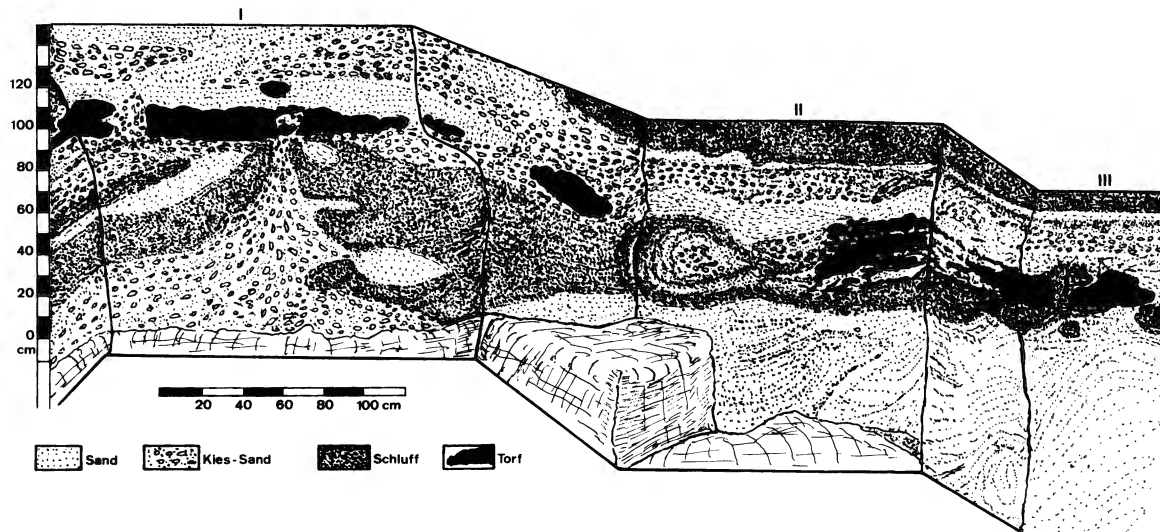


Abb. 1. Geologisches Profil der Fundstelle Salzgitter-Lebenstedt. (Aufgenommen 1977).

Das Profil Abb. 1 zeigt nun, daß tiefer liegende Sande und Kiese hochgestiegen sind und die hangenden Schluffe und Sande stellenweise auch Torfe an einigen Stellen pingoartig durchbrochen haben (Abb. 1, Prof. I), wobei die Torfe mitunter in einzelnen Schollen verschleppt wurden. Profil II zeigt, wie eine Schlufflage in eine größere Falte gelegt wurde, was auf den erheblichen Druck, unter dem die Verlagerung stattgefunden hat, schließen läßt. Vielleicht war der damalige Oberboden gefroren und der hierbei entstehende Druck hat die darunter liegenden wasserdurchtränkte – aber nicht gefrorene – Schicht verlagert. Daß hierbei auch Fossilien und Artefakte mitgenommen wurden liegt auf der Hand.

Das Profil ist somit ein klassisches Beispiel für krypturbate Bodenverlagerungen.

Als Ergebnis dieser Beobachtungen ist demnach festzuhalten: Es besteht die Möglichkeit, daß alle Funde aus der etwa 60 cm starken Hauptfundsicht stammen. Diese besteht aus Schluffen, Sanden und Kiesen, die auch in einem kürzeren Zeitraum sedimentiert werden konnten. Die von dieser Fundsicht kontinuierlich nach oben und unten abnehmenden Funde, sind dann durch krypturbate Bodenbewegungen verschleppt worden.

Damit gewinnt die Ansicht von Tode wesentlich an Wahrscheinlichkeit, daß es sich bei dem Jagdplatz Salzgitter-Lebenstedt um eine kürzer benützte Jagdstelle handelt.

In der Zugliederung zu einem ganz bestimmten Zeitabschnitt äußern die Autoren zum Teil unterschiedliche Meinungen. Selle denkt an den Ausgang des Brörup-Interstadials, Preul an ein älteres Weichsel-Interstadial, etwa so alt wie Odderade. Dazu gibt er folgende Daten:

Odderade 58 000 Jahre b. p.

Brörup 62 000–65 000 Jahre b. p.

Amersfoort 67 000–69 000 Jahre b. p.

Die absolute Altersdatierung der Fundstelle mit Hilfe von ^{14}C liegt an der Grenze oder auch jenseits einer einigermaßen gesicherten Datierungsmöglichkeit (Schütrumpf 1991). Die Autoren führen jedoch verschiedene Daten an, die von Dr. Freundlich (Köln) und kurz vor seinem Freitod von Dr. De Vries mitgeteilt wurden.

Selle nennt 55 600 $\pm$ 900 Jahre b. p.

Schütrumpf 53 200 $\pm$ 6000/3000 Jahre b. p.

Preul 45 000 $\pm$ 55 000 Jahre b. p.

Eine obere Brodelschicht wird mit 48 300 $\pm$ 200 Jahre, 55 600 $\pm$ 900 Jahren und 50 000 Jahren zurückdatiert.

Mit größter Wahrscheinlichkeit ist die Fundstelle Salzgitter-Lebenstedt dem älteren oder auch ältesten Weichselglazial zuzuordnen, was mit der phylogenetischen Entwicklungshöhe der Mammute übereinstimmen würde. Nach dieser wäre auch ein Spät-Saale-zeitliches Alter nicht unmöglich, doch wurde im geologischen Profil von Salzgitter-Lebenstedt kein Hinweis auf ein – über der Fundschicht liegendes – Eeminterglazial festgestellt, was man dann hätte erwarten sollen.

Zuletzt erhebt sich die Frage, warum gerade diese Stelle besonders günstige Jagdmöglichkeiten bot. In einem von Preul gegebenen geologischen Profil (S. 69, Abb. 2) wird gezeigt, daß ostwärts der Fundstelle, wo das Innerste Urstromtal an die Geschiebemergelhöhe grenzt, diese in einem Steilhang von ± 5 m abfiel. Wenn die Beutetiere also unterhalb des Hanges zum Wasser kamen, konnten sie relativ gefahrlos von der Anhöhe bejagt werden, was bei wehrhaften Tieren, wie Mammut, Nashorn und Bison entscheidend sein mußte.

Die Jagdstation lag hier ähnlich günstig, wie dies bei der Jagdstelle Bilzingsleben in Thüringen der Fall war.

Ekke W. Guenther, Ehrenkirchen

BRIGITTE und GILLES DELLUC: *L'art pariétal archaïque en Aquitaine*. 393 S. mit 235 Abb. im Text. XXVIII^e supplément à Gallia Préhistoire, Paris 1991.

In den vergangenen Jahren hat man immer wieder über die Anfänge der Kunst im Jungpaläolithikum geschrieben und diskutiert, hat auf mögliche Vorläufer, wie Farbstücke, auffallende Fossilien und Kerbungen auf Knochen aus mittelpaläolithischen Schichten und auf mögliche außereuropäische Zentren früher Kunst hingewiesen. Zu Recht, denn die Lösung dieser Frage trägt zum Verständnis unseres eigenen Verhaltens mehr bei, als es Analysen paläolithischer Stein- und Knochengeräte je werden leisten können. Umso erstaunlicher ist die Tatsache, daß bis heute eine systematische Aufarbeitung der Funde aus dem älteren Jungpaläolithikum gefehlt hat. Nicht einmal dem Fundgut selbst, das in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts geborgen wurde, widmete man immer die gebührende archivarisches Aufmerksamkeit, so daß manches in der Literatur erwähnte Stück nicht mehr sicher zu identifizieren oder aufzufinden ist. Diese Lücke wenigstens in einem Teilbereich geschlossen zu haben, ist das Verdienst von Brigitte und Gilles Delluc, und zwar durch ihren großen Aufsatz „Les manifestations graphiques aurignaciennes sur support rocheux des environs des Eyzies (Dordogne)“ in der Gallia Préhistoire 21, 1978 und jetzt durch das vorliegende Buch. Beide Arbeiten sind das Ergebnis von Doktorarbeiten, die schon 1975 (B. Delluc) und 1985 (G. Delluc) unter der Betreuung von A. Leroi-Gourhan in Paris abgeschlossen wurden.

Neben der Forschungsgeschichte und der Geologie behandeln B. und G. Delluc die Kunst auf unbeweglichen Felsblöcken aus Siedlungsschichten des Aurignacien und des Gravettien/Périgordien und an den Wänden von Abris und Höhlen. Sie beschränken sich dabei strikt auf das südwestfranzösische Aquitanien; selbst Fundstellen, die wenige Kilometer außerhalb davon liegen, erwähnen sie nur der Vollständigkeit halber. Auf Funde, die bereits 1978 ausführlich abgehandelt wurden, gehen die Autoren in gebotener Kürze, auf die restlichen Stationen dafür umso ausführlicher ein. Als mehr oder weniger sicher im Aurignacien oder Gravettien entstanden sehen sie unter anderen an: Grotte de Bernous, La Croze à Gontran, Grotte de la Cavaille, Abri d'Oreille d'Enfer, Abri Pataud, Abri du Poisson, sowie die verzierten Versturzblöcke aus Stationen wie Abri Belcayre, Castanet, La Ferrassie usw. Einigermaßen wahrscheinlich gehören nach ihrer Ansicht in diese Zeit: La Grèze, La Jovelle, Roc d'Allas, Combe Capelle usw. Andere Bilder, die gerne dieser Frühzeit zugewiesen werden, scheiden sie aus, etwa die von Bara-Bahau, La Calevie oder La Mouthe. In den beiden ersten Fällen haben sie sicher recht, bei La Mouthe möchte man den Autoren nur teilweise beipflichten, denn es scheint uns dort doch auch sehr alte Bildschichten zu geben. Ein Überblick über die Kleinkunst und ein Ausblick auf die Kunst des Solutréen vervollständigen das gewonnene Bild. Im auswertenden Teil des Buches analysieren B. und G. Delluc formale, technische, inhaltliche und chronologische Fragen.

Neben der Dokumentation der früheren Gravierungen und Malereien in ausführlichen Beschreibungen und z. T. etwas anspruchslosen Skizzen und Photographien beruht der bleibende Wert des Buches vor allem auf der Tatsache, daß die Verfasser alte Grabungsunterlagen, Briefe und somit bisher unbekannte Beobachtungen der Ausgräber und ihrer Zeitgenossen auswerten konnten; und in diesem Zusammenhang zählt jedes Detail, da die meisten Funde aus alten, schlecht dokumentierten Grabungen stammen. Was die chronologische Ansprache der eigentlichen Wandkunst in Abris und Höhlen betrifft, so entsprechen ihre Ergebnisse im Wesentlichen den heute gängigen Vorstellungen zur Entwicklung der Höhlenkunst. Allerdings drängt sich dem Leser die Frage auf, ob nicht unter dem Einfluß von A. Leroi-Gourhan ganz allgemein – auch vom Rezensenten – das Kunstschaffen des Aurignacien in gleichem Maße unterbewertet wird, wie es früher in der Nachfolge von Henri Breuil überbewertet wurde. Man geht davon aus, daß es damals nur ein geringes, rohes Kunstschaffen gegeben hat, das Vulven und einige Tiersilhouetten kennzeichnen. Wenn man jedoch erfährt, daß in Pair-non-Pair und im Abri von Oreille d'Enfer Straten des Gravettien (Périgordien V) die Gravierungen ganz oder teilweise zudeckten, wenn man sieht, wie „entwickelt“ die Malerei auf Block 11 und 12 von Abri Blanchard ist und in welchem

Umfang die Abris im Aurignacien ausgemalt gewesen sein müssen, dann sollte das zumindest nachdenklich stimmen. Überdeckende Schichten geben gewöhnlich einen terminus ante quem und nicht ad quem. Stimmt es wirklich, daß Pair-non-Pair und Oreil d'Enfer im Gravettien und nicht im Aurignacien entstanden? Abgesehen von der Linientiefe besteht zwischen den „Aurignacien“-Pferden von La Croze à Gontran und den „Gravettien“-Pferden von Pair-non-Pair (vgl. Delluc Fig. 22 und 47) kein essentieller stilistischer Unterschied. Ja, selbst die Silhouette des elfenbeinernen Pferdchens aus dem Vogelherd würde in keiner der beiden Höhlen besonders auffallen. Gäbe es entgegen der allgemeinen Ansicht in Westeuropa doch eine relativ entwickelte Aurignacienkunst, stünden die Statuetten aus dem Vogelherd, dem Geißenklösterle und dem Hohlensteinstadel nicht so vollkommen isoliert da, wie es heute den Anschein hat. Es ist in diesem Zusammenhang sicher nicht ohne Bedeutung, daß zu den wenigen Tierbildern des Aurignacien, die man identifizieren kann, in La Ferrassie die Gravierung eines Höhlenlöwen gehört, eines Tieres, das im südwestdeutschen frühen Jungpaläolithikum ganz besonders wichtig war. Im Augenblick kann man die angesprochene Frage nicht lösen; dazu reichen die alten Grabungsdokumentationen nicht aus. Nur glückliche Neufunde können hier in Zukunft vielleicht einmal weiterhelfen.

Christian Züchner, Erlangen